



ZWEI RÜCKBLICKE: ÜBER MEINEN AUFENTHALT AM WISSENSCHAFTSKOLLEG GUNTRAM HAZOD

Geboren 1956 in Wels, Österreich; leitender Forscher der Zentralasien-, Tibet- und Himalaya-Gruppe am Institut für Sozialanthropologie (ISA) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW); studierte Sozialanthropologie, Tibetologie und Buddhismuskunde an der Universität Wien; Lehraufträge an der Universität Wien; Gastprofessur an der Humboldt-Universität zu Berlin (2012); zahlreiche Forschungssubventionen im Rahmen von tibetspezifischen Projekten an der ÖAW und der Universität Leipzig; seit 1992 ethnografische Feldforschungen in Zentral-Tibet und tibetischsprachigen Gebieten des Himalaya; Forschungsschwerpunkte: historische Anthropologie und historische Ethnografie des mittelalterlichen Tibet; Anthropologie der Landschaft. – Adresse: Institut für Sozialanthropologie, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Apostelgasse 23, 1030 Wien, Österreich. E-Mail: guntram.hazod@oeaw.ac.at

1. (11. Juli 2015)

Am Samstag den 27. Juni 2015 begann ich, mir ein paar Gedanken zum Bericht für das Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu notieren. Es ging flott voran, sodass ich den Rückblick bald fertiggestellt hatte. Der impressionistische Teil am Beginn ist zu lang, das korrigiere ich später, dachte ich, aber sonst: das war's. Ich gab dem Bericht den vorläufigen Titel „Das Gepäck wird groß sein“. Ich wusste nicht, wie sehr sich das auf tragische Weise bewahrheiten sollte. An diesem Samstag starb Tsering Gyalpo, Fellow und Mitarbeiter der Tibet-Schwerpunktgruppe. Er starb, wie sich herausstellte, frühmorgens an plötzlichem Herzversagen.

Es gibt für alle Fellows in diesem Jahr eine Zeit vor und eine Zeit nach diesem schrecklichen Erlebnis. In meinem Fall weist der schon weitgehend fertige Bericht den Umstand auf, dass er sich auf die Zeit vor diesem Einschnitt bezieht, aber zu einem Zeitpunkt verfasst wurde als der Freund bereits tot war. Ich möchte die Wirklichkeit meiner damaligen Rückschau belassen, und mit Ausnahme einer kleineren Kürzung oder stilistischen Änderung entspricht der folgende Bericht der Erstfassung von diesem Samstag. Zu dem Rückblick aus heutiger Sicht will ich nur sagen, dass mich der umsichtige und einfühlsame Umgang des gesamten Wissenschaftskollegs mit diesem tragischen Ereignis sehr beeindruckt hat.

2. (27. Juni 2015)

Heute kenne ich sie alle. In der Krone der großen Eiche wohnen mindestens drei Familien, ich glaube, eine haust auch im kleineren Ahorn davor und in der Baumgruppe dahinter sind weitere Sängler. Anscheinend unbewohnt sind die Akazien direkt vor meinem westseitigen Fenster. Ich kenne sie nach ihren unterschiedlichen Lautarten oder melodischen Strukturen. Genaues weiß ich nicht. Nicht einmal bei den Lauten am Koenigssee bin ich mir sicher, ob sie alle von Enten stammen. Diese Enten sind am längsten aktiv, und während die Singvögel im Winter aus dem Alltag verschwanden, herrschte am Wasser auch in der kalten Zeit reges Leben. Ab zehn Uhr abends wurde es stiller, sodass man meinte, das Schnappen der Fische zu hören – in den Pausen des Schnatterns, das oft erst gegen Mitternacht erlosch und, noch bevor der Verkehr in der Koenigsallee sich morgens regte, wieder anhob.

Ich fabriziere hier ein Sonntagsbildchen. Während der Woche übertönt der Durchzugsverkehr die Musik, und allgemein birgt das Viertel, zumindest in meinem Radius, von der Villa Walther bis zum Kaiser's-Markt und den S-Bahneinstiegen, bei allem Rauschen von Wald und See eher eine Trostlosigkeit. Wohnt hier auch jemand? Mit Ausnahme der Fellow *kids* habe ich in den zehn Monaten nie Kinder gesehen. Wo sind sie, wo kicken sie? So erfreut man sich an Äußerlichkeiten wie den End-Neunzehntes-Jahrhundert-Villen, oft kuriose, gleich Gironkoli-Skulpturen ausufernde Architekturen, oder an dem verwunschenen, türmchengeschmückten Schlösschen in der Winkler Straße 10 – ein wohl schon seit Ewigkeiten zum Verkauf ausgeschriebenes, inzwischen verwaorlostes überdimensionales Etwas, in dem locker alle Obdachlosen von Berlin Platz hätten. So ist die Trostlosigkeit auch nur ein Stimmungsbildchen, flüchtig und vielleicht mehr über den Betrachter berichtend.

Die Geschichte eines Ortes ist bedeutsam, gar nicht so sehr um etwaige randlagige Idyllen zurechtzurücken, sondern um das Erfahren der Orte durch Wissen ihrer vergangenen Nutzungen zu konkretisieren. Thorsten Wilhemys treffende Einführung in die Geschichte des Wiko, und warum es genau hier in Grunewald gegründet wurde, verwies auf diese Eigentümlichkeit von Ort, Geschehen und Denken. Es ist ein Wachsein, das diese bewegende, leicht hügelige Kulisse von Villen, See, Wald, zwischen Rathenau-Denkmal und Mahnmal Gleis 17 von Beginn an erzeugt. Möglicherweise liegt in dem alltäglichen Durchgehen dieser Geografie schon ein erstes Verbindendes der Fellows in jedem Jahr, und zwar Verbindendes jenseits der individuellen Bilder, die jeder im launischen Rhythmus der Tage und Wochen entwerfen mag.

Die Lage der Villa Walther ist signifikant für die landschaftliche Situation, in der das Wissenschaftskolleg eingebettet ist. Der „Campus“ kennt keine Mitte. Am Rande einer Stadt gelegen, deren Struktur (historisch bedingt) selbst nur dezentral sein kann, erscheint die Architektur des Kollegs wie hingewürfelt, ein baulich verstreutes, für Außenstehende fast nicht wahrnehmbares Zentrum geistigen Wirkens. Das Innere ist ähnlich unaufdringlich, ein pragmatisches Nutzen von vorgegebener, baulicher Struktur. Ein Grundprogramm des Wiko wird schon beim Empfang offensichtlich und setzt sich fort in allen Räumen und Begegnungen mit den hier verantwortlichen und arbeitenden Personen: echte Herzlichkeit, Aufmerksamkeit, Respekt gegenüber den Ankommenden, die an diesem Ort für eine bestimmte Zeit arbeiten dürfen. Respekt ist gepaart mit einer fast noblen Haltung in Hinsicht auf Tolerieren von Eigentümlichkeiten und auch Schwächen von einzelnen Fellows. Alles, so scheint es, ist am Wiko durchdacht: von der aufmerksamen Küche bis hin zu den (unglaublich effizienten) Diensten der Bibliothek und anderer, und für den Umgang mit kontaktscheuen Personen wie mir scheint das vornehme Ignorieren dieser nicht sehr dienlichen Eigenschaft ebenfalls auf einer internen Übereinkunft zu beruhen.

Die Zusammenarbeit mit meinen Kollegen der Tibet-Schwerpunktgruppe war anfangs bestimmend. Dass dieser Dreierbund von einem chinesischen, tibetischen (der Autonomen Region Tibet angehörigen) und österreichischen Tibet-Wissenschaftler so gut funktionierte, war nicht unbedingt vorhersehbar. Ich kannte den „chinesischen Teil“, Shen Weirong, persönlich vorher nicht; und er und Tsering Gyalpo aus Lhasa kannten sich nur flüchtig. Die einführenden Worte zu den Vorträgen der Fellows im Dienstagskolloquium tragen ja mitunter etwas dick auf, doch kann ich sagen, dass die gegenseitigen Schätzungen und Gewinne aus der Zusammenarbeit, die wir „Tibeter“ in den

Vorstellungen des andern Kollegen im Rahmen dieses Forums betonten, nicht übertrieben waren. Das Wiko zwingt zum Nachdenken. Es waren am Beginn textspezifische und methodische Fragen, die uns drei beschäftigten und nach langen Debatten über den Wert einer bestimmten Quelle und dem anschließenden Relaxen bei einem Bier lockerten sich schnell Vorbehalte in Hinblick auf individuelle Positionen in der „China-Tibet-Problematik“. Nicht unwesentlich waren die Bereicherungen, welche die Gruppe durch Gastaufenthalte (insbesondere von Per K. Sørensen) oder auch durch die regelmäßigen Kontakte mit in Berlin arbeitenden Fachleuten erfahren hatte.

Dann musste Tsering für länger zurück nach Lhasa. Wir hatten über mehrere Wochen intensiv an einer neuen Quelle zur frühen Geschichte Westtibets gearbeitet, die Tsering nach Berlin mitgebracht hatte. Es war ein kleines Kapitel aus diesem Manuskript des 14. Jahrhunderts, das uns am meisten beschäftigte – das „Zhangzhung Chapter“, in Transliteration ausgedrückt nicht länger als 15 A4-Seiten. Wir hatten uns Zeit gelassen, und so konnte es sein, dass wir oft einen ganzen Tag nur über einer Passage saßen, weil ihr Inhalt uns abschweifen ließ in vergleichende Situationen in anderen Quellen, oder auch nur, weil ich lange nicht verstehen wollte, was mit den äußerst seltsamen Beschreibungen von mittelalterlichen (westtibetischen) Kriegerausrüstungen genau gemeint sein kann.

Nach Tserings Abreise konzentrierte ich mich wieder auf mein eigenes Buchprojekt. In der Ausarbeitung einzelner Kapitel meiner Arbeit über die tibetische, vorbuddhistische Hügelgräbertradition machte mir eine Frage zu schaffen, die in diesem Projekt nicht ausbleiben konnte: die genauere Bestimmung des jenseitigen Himmels, in dem die Verstorbenen verschwanden. Was genau sagen uns die empirischen Daten, wenn wir nach dem Ort des Jenseits und seiner elitären Besonderheit eines „Paradieses“ fragen? Die Methode, nicht in den Ideengebäuden des Religiösen zu kramen, überhaupt die „Glaubensfrage“ auszublenden, brachte einen frischen Wind in meine Stube. Richten wir unseren Blick auf die Ebene ritueller Handlung und den gewohnheitsmäßig strukturierten Alltag von Gemeinschaftsbildung, dann erzählen uns die Quellen etwas ebenso „Gewöhnliches“ über das Jenseits – eine den sozialen Körper und dessen Ort übersteigende (transzendente), diesen Ort aber eigentlich nicht verlassende Einrichtung. Es bezieht sich auf schriftlose (und „heidnische“) Kulturen, deren „Religion“ genau genommen nur in der Literatur unserer Bibliotheken existiert, wo sie als etwas aus dem Alltag sozialer Wirklichkeiten künstlich Abgesondertes beschrieben wird. Freilich muss man sich bei diesen Fragestellungen, denen schnell das Spekulative auf den Fersen ist, über das Grundproblem von Arbeiten mit empirischen Daten im Klaren sein, wonach deren Selektion oft bestimmten

Vorerwartungen unterworfen ist und somit vielleicht den Blick in andere Richtungen versperrt. Wie viel von dem, was ich als Resümee ausbebe, war mir schon vorher klar, und worauf gründete sich diese Ahnung?

Ich habe viel Zeit in die Vorbereitung dieser Fragen für meine Dienstagspräsentation investiert. Ich bin froh darüber, wenn auch im Buch selbst die Ergebnisse umfangmäßig nur einen kleineren Platz einnehmen werden. Es ist das Privileg des Arbeitens am Wiko, wo das Kapital Zeit zu Denkausflügen ermuntert, die nicht nach dem Nutzen im Sinne zählbarer Veröffentlichungen fragen.

Die besten Reaktionen auf meine Präsentation waren die, welche mich auf genauere Präzisierungen des einen oder anderen Punktes aufmerksam machten; und auch die eher negative Stellungnahme („zu mysteriös“) nehme ich mit in diese Anregung. Bei einer Tibet-Konferenz in München vor einigen Wochen, bei der ich ein anderes Kapitel vorstellte („kinship and tomb“) ergab sich auch die Gelegenheit, dieses noch frische Jenseitskapitel mit engeren Fachkollegen zu diskutieren. Es zeichnete sich ab, dass ich mein Wiko-Kapital gut investiert hatte. Andererseits bleibt an diesem doch etwas umfangreichen Buchprojekt vieles noch zu tun. Ein größerer Stapel von entliehenen Büchern, die noch weitgehend unberührt auf der Fensterbank liegen, sagt mir auch, dass ich nicht alles in der Zeit erfüllt habe, was ich mir vorgenommen hatte.

Meine Notizen auf den Übersichtszetteln der Dienstagskolloquien enthalten oftmals mehr Fragezeichen als dass sie etwas Konkretes protokollieren. Die Möglichkeit des Nachhörens der aufgenommenen Vorträge nutzte ich in einigen Fällen zum Nachadjustieren meiner ersten Eindrücke. Andere Vorstellungen interessierten mich weniger, oder ich vermisste in den Fragestellungen mitunter konkretere Bezugnahmen zu den empirischen Grundlagen. Die Begegnung mit dem mir am meisten Fremden, den naturwissenschaftlichen Fächern, fand ich oft am spannendsten. So oder so nehme ich vieles mit aus dem Fellow-Jahr und seiner spezifischen Zusammensetzung von Disziplinen. Dass ich persönlich Schwierigkeiten hatte mit den regelmäßigen Treffen bei Lunch oder Dinner, soll kein Maßstab für Überlegungen sein, etwas an diesem Modus zu ändern.

Erstaunt waren wir drei von der Tibet-Gruppe wie exotisch und unbekannt den meisten Fellows „Tibet“ war. In diesem Sinne kann ich mir gut vorstellen, dass immer wieder ähnliche regionenspezifische Schwerpunkte in den kommenden Wiko-Jahren eingerichtet werden – gerade wenn sie wie hier eine „Konfliktregion“ betreffen. Die Sozialanthropologie mit ihren modernen Spezialisierungen in diesen Bereichen sollte dann nicht fehlen. Und die klassische Anthropologie oder Ethnologie wäre mitunter

auch eine gute Brücke zu der (nicht nur heuer) am Wiko gut vertretenen Evolutionsbiologie. Der ethnografische Fundus zu vormodernen Kulturen ist voll von eleganten Lösungen in Hinblick auf das Dauerthema der Mensch-Tier-Differenz; sie werden den Biologen nicht helfen, aber viel davon erzählen, dass die Aneignung der Natur und die daraus folgenden Klassifizierungen des Lebens immer schon die Einrichtung eines Labors der Erkenntnisgewinnung bedeuteten.

Schließlich will ich nicht die vielen Seitenveranstaltungen des Wiko unerwähnt lassen. Luca Giulianis brillante Führung durch den Pergamonaltar, die von Reinhart Meyer-Kalkus und Barbara Hahn initiierte Hölderlin-Lesung durch Hanns Zischler und der Konzertabend von András Schiff und seiner Frau Yuuko Shiokawa waren drei Höhepunkte, die man so nebenbei mitnehmen darf.

Die Präsenzbibliothek am Wiko und die Eigenproduktionen (von *Köpfe und Ideen* bis zu den *Jahrbüchern*) geben Einblicke in das Schaffen der früheren Fellows. Gerade eben las ich über die Welt der Parasiten, die mich ganz verblüfft hat (Interview mit Permanent Fellow Paul Schmid-Hempel in der jüngsten *Köpfe-und-Ideen*-Ausgabe). Die Sache ist die: man kann immer von außen auf die Wiko-Produktionen zugreifen, tut es aber nicht, insbesondere wenn sie fachfremde Gegenstände betreffen. Vieles liest und erfährt man nur hier, im Paradies der Zeit, umso mehr, wenn, wie bei mir, die Wochenenden und Abende oft lang wurden, ohne Familie, die ich nur in längeren Abständen bei Kurzbesuchen (entweder zu Hause oder in Berlin) um mich hatte.

In diesem Sinne freue ich mich schon sehr auf den Tag der Abreise. Meine Familie holt mich ab. Das Gepäck wird groß sein.